

№ 23. 1890.

Die Augen Wischnu's.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Dämmerstunde des nächsten Abends, nach einem langen, anstrengenden Marsche, sah Chadreur endlich die hochragende Bergveste von Tritschinopoly emporsteigen. Aber sein Blick schweifte nur flüchtig über die zinnengekrönte Stadt hin, um auf einem langgestreckten Zeltlager zu weilen, das sich tief unten im Thal dicht an die Ufer des silberschimmernden Colerun anschloß. Ein frohes Lächeln spielte auf seinen Zügen, mit einem schnellen Entschluß lenkte er sein Pferd dicht an den Elephanten, der auf seinem breiten Rücken das schönste Weib Indiens trug, heran.

„Will meine Herrin den Vorhang lüften?“ bat er leise. „Ich möchte ihren Augen etwas zeigen, das sie hoch erfreuen soll.“

Die Decken der Haudah verschoben sich leicht, das zarte Gesicht Dolarie's lugte hervor.

„Dort — dort unten schimmern die Farben von Ghatastapana! Dort unten harrt, seines nahen Glückes unbewußt, ein Bräutigam seiner süßen Braut.“

Mit einem leisen Aufschrei sank Dolarie



Auf dem Anstand in der Entenhütte. (S. 179)

auf ihre Kissen zurück, und aus ihren Augen perlten schwere Thautropfen — Thränen des Glücks — Diamanten, die unbewußt zu beredten Zeugen des Reichthums ihrer Seele wurden.

Leise stieg in der Brust des jungen Offiziers ein Gefühl der Seligkeit auf, die der empfinden mußte, welcher so geliebt wurde. Wie gestern wallte ihm noch einmal das Blut mächtig zum Herzen, dann warf er sein Pferd herum und jagte im Galop den flachen Abhang hinunter. Er wollte wenigstens der Erste sein, dem Freunde die Glücksbotschaft zu bringen.

Eine halbe Stunde später zog Dolarie in das Lager ein. Im festlichen Zuge, umgeben von seinen Großwürdenträgern, kam ihr der Radschah entgegen. Die schnell alarmirten Truppen bildeten Spalier am Wege, und die Geschütze feuerten Salut, als ob sie dem Herrn von Tritschinopoly dort oben auf der trotzigen Höhe die Kunde melden wollten, daß seine kühnsten Wünsche in den Staub geschmettert seien.

Was aber war den Glücklichen selbst der festliche Empfang anders, denn ein harter Zwang? Erst als sie sich allein im Zelt gegenüberstanden, als Saëb zum ersten Male seine holde Braut an sein Herz zog, das bisher nur im Traum erhofft, was es jetzt froh begrüßte, erst da fühlten Beide ganz, was sie sehnsuchtsvoll entbehrt, erst da empfanden Beide ahnend die volle Fülle des Glücks der Zukunft.

Aber der Radschah vergaß selbst in diesen seligen Augenblicken des Freundes nicht. Er trat aus dem Thor des Zeltes, winkte Chadreur, der draußen noch im Kreise seiner Offiziere stand, und zog ihn mit sich hinein.

„Du hast mir das Leben gerettet, und ich nannte Dich in treuer Dankbarkeit Freund und Bruder,“ sagte er innig. „Was aber ist das Leben, wenn das höchste Glück ihm fehlt? Das höchste Glück brachtest Du erst heute mir heim; Dir allein danke ich alle Freude, die heute meine

Seele belebt, und so lange ich athme, will ich Dir dankbar sein."

7.

Die Augen Wischnu's von Seringham.

„So rollt der Frevel seine jähe Bahn,
Mit jedem Schritt verdoppelt sich sein Lauf,
Bis gähnend ihn der tiefe Schlund empfängt! —"
Krummacher.

Die Augen des Wischnu von Seringham strahlten noch immer im gleichen und doch ewig wechselnden Glanze. Ein glühendes Feuer leuchtete aus den wunderbaren Steinen, die wie in magische Gluth getaucht schienen. Bald schimmerten sie mild, Frieden und Segen verheißend: bald schossen sie funkelnde Blitze, als ob der Allerbarmer dieser sündigen Welt zürne; bald endlich glänzten sie geheimnißvoll dunkel wie eine Weissagung aus längst vergangenen Zeiten, wie die goldige Verheißung einer besseren Zukunft.

Noch immer beugte sich Chatanaya Matreyi gläubig vor dem vierhändigen Gott, noch immer klangen die Lobgesänge zum Preise des Erretters Indiens. Noch immer streuten alltäglich hundert Priester Blumen und Weihrauch vor seinen Altar, und noch immer erscholl jeden Morgen die große Hymne des Gottes in dem Allerheiligsten:

„Preis und Heil Dir, Wischnu von Seringham!
Preis und Heil Dir, durch den der Himmel glänzend ist und das Licht der Welt wurde!
Heil Dir, der Du die Kraft verleihst und vor dem Himmel und Erde erzittern!
Heil Dir, Allerbarmer, Du Gott unserer Siege, Heil Dir!"

— — — — — — — — — —

Aber ach! Wie wenig hatte der große Gott in diesen letzten vier Wochen für sein Indien gethan, zu wie wenigen Erfolgen hatten die strahlenden Augen des Allerbarmers, die stolzen Gaben Râma's, des Unsterblichen, seinen Getreuen geleuchtet!

Als Dupleix vor Tritschinopoly eingetroffen war, schien die Belagerung endlich einen schnelleren und glücklicheren Verlauf zu nehmen. Mit scharfem Blick erkannte der General sofort die schwächste Front der Veste, und mit ganzer Willenskraft faßte er ihre Bezwingung an. Nach kaum einer Woche waren zwei der Außenwerke in seine Hände gefallen, enger und enger schloß sich der eiserne Ring um die Festung, nur eine kurze Frist noch und ihr Fall war sicher.

Inzwischen waren jedoch andererseits die Nachrichten von dem Herannahen des von Clive befehligten Entsatzcorps immer bestimmter geworden, und nun zeigte sich plötzlich die ganze Unfähigkeit und Unzuverlässigkeit der indischen Bundesgenossen Dupleix'.

Es ließ sich nicht mehr verbergen, so wenig Matreyi sich selbst die Wahrheit gestehen wollte: der große Goschmani hatte sich in der Bedeutung seines eigenen Einflusses, er hatte sich in seinem Volke getäuscht. Wohl waren sie allmählig auf seinen Befehl herbeigekommen, die Streiter, die er nach der Stadt Mehemed's gerufen, wohl loderte auch im übrigen Indien bald hier, bald dort ein blutiger Aufstand der Bevölkerung gegen ihre islamitischen Herren empor, aber wie diese vereinzelten Bewegungen fast überall mit Strenge schnell unterdrückt wurden, so fehlte den Freischaaren jeder innere Halt, jede Kraft eines zielbewußten Handelns. Sie waren herbeigeeilt in dem Wahn, unter dem Schutz der Augen Wischnu's schnelle und leichte Erfolge zu erringen, und ihr Muth erlahmte, sobald diese ausblieben; selbst die glühendste Beredtsamkeit Matreyi's vermochte nicht, sie dauernd an seine Fahnen zu fesseln.

Und noch nach einer anderen Richtung hin hatte der Priester sein Volk überschätzt. Die Hindus der Jetztzeit waren der Mehrheit nach nicht mehr jene tapferen arischen Krieger die einst, den Ganges überschreitend, Indien wie im Sturm erobert hatten. Lange, lange Jahrhunderte hatten sie verweichlicht, der harte, erbarmungslose Druck der muselmännischen Herrschaft aus einem kriegsmuthigen Stamm ein Volk von Knechten geschaffen, das immer noch gern das große Wort der Freiheit im Munde führte, aber nimmermehr die Kraft besaß, sich diese selbst zu erkämpfen.

So kam es, daß Dupleix schließlich den Hauptstamm der eingeborenen Bundesgenossen doch nur in den auch nicht sonderlich zuverlässigen Abtheilungen einzelner weniger Fürsten sehen konnte, unter denen die Truppen Saëb-Radschahs noch weitaus die besten waren. Der edle Fürst von Ghatastapana hatte, obwohl das für ihn wesentlichste Ziel seines Kampfes schon erreicht war, den General und die allgemeine Sache nicht verlassen; als echter Kriegsherr feierte er sogar seine Vermählung im Feldlager, und der Donner der Belagerungsgeschütze begleitete die Hochzeitshymnen, welche an den Festestagen zum Preise der schönen Dolarie erklangen.

Dennoch hing es nur an einem Haare, und Tritschinopoly wäre in die Hände des Generals gefallen. Dupleix hatte sich entschlossen, die Veste durch einen überraschenden Sturm zu nehmen. Die größeren Verluste, die mit einer derartigen Unternehmung unvermeidlich verbunden waren, mußten ertragen werden, denn es handelte sich jetzt vor Allem um eine schnelle Entscheidung. Für den Entschluß des Generals sprach auch, daß die Vertheidiger der Festung es bisher häufig an der nothwendigen Wachsamkeit hatten fehlen lassen; das Unternehmen war kühn, aber es hatte alle Aussichten des Erfolges für sich.

Und trotzdem scheiterte es, scheiterte ungeachtet der sorgsamsten Anlage. Wider alles Erwarten stießen die Sturmkolonnen, als sie sich im Morgengrauen gegen die Berghänge in Bewegung setzten, überall auf einen wohl vorbereiteten, wachsamen Feind, der den Angriff augenscheinlich erwartete und sofort mit geschlossen bereitstehenden Reserven zum Gegenstoß überging, ja der im kurzen Ansturm sogar seinerseits die weit vorgeschobene erste Linie der französischen Laufgräben eroberte. Damit war das Schicksal der Belagerung vorerst entschieden, und Dupleix, der sich zu schwach fühlte, um unmittelbar nach diesem Mißerfolg gegen den anrückenden Clive offensiv zu werden, gab sofort den Befehl zum Rückzug. Die eingeborenen Truppen, die sich auch während des Sturmes als äußerst unbrauchbar erwiesen hatten, wurden bis über den Colerun zurückgezogen, eine kleine französische Besatzung warf der General nach der Insel Seringham, um diese als Stützpunkt für seine demnächst wieder aufzunehmenden Operationen in der Hand zu behalten. Auch sein eigenes Hauptquartier verlegte er nach dem Tempeleiland, dessen weitläufige Baulichkeiten genügend Raum sogar für ein weit größeres Truppencorps geboten hätten.

Staunend bewegten sich die französischen Grenadiere durch die ungeheuren Tempelhallen, die nur ein kleiner Theil von ihnen schon aus dem Feldzug des Jahres 1750 her kannte. Es waren in der That Bauten, die nicht von Menschenhänden errichtet schienen; stolz erzählten die Priester ja auch, die Götter selbst hätten diese Tempel geschaffen. Vier mächtige, je dreihundertfünfzig Fuß lange quadratische Höfe umschlossen die kolossalen Gebäude, in der Mitte jedes Hofes erhob sich ein gewaltiger Thurm, reiche Säulenhallen verbanden die granitenen Pforten und umkränzten die heiligen Teiche; der Umkreis der ganzen Anlage maß fast viertausend Schritte.*)

*) Die Gesammtanlage ist heute noch vorhanden.

Was aber galten all' diese Wunderwerke einer vergangenen Zeit zu einer Stunde, in welcher die Forderungen des Augenblicks gebieterisch die vollste Aufmerksamkeit und Fürsorge in Anspruch nahmen! Der Rückzug war allerdings glücklich genug ausgeführt worden, aber fast unmittelbar, nachdem die letzten Truppen den breiten Arm des Colerun, der Tritschinopoly von der Insel Seringham trennt, überschritten hatten, langte vor der feindlichen Festung die Vorhut der Entsatzarmee an. Es ließ sich kaum annehmen, daß der thätige Clive dem französischen Corps eine lange Ruhezeit gönnen würde.

Dupleix war auf's Tiefste erregt, eine heftige Mißstimmung, wie sie seinem Charakter sonst ganz fremd war, hatte sich seiner bemächtigt. Nicht nur der Mißerfolg an sich beunruhigte ihn, er fühlte auch, daß die Grundlagen seines Einflusses auf die Hindus wankten, daß ihr Vertrauen zu dem „großen Radschah von Pondichéry" erschüttert war. Wieder war aus den Reihen der eingeborenen Fürsten fast unmittelbar nach dem mißlungenen Sturm das häßliche Wort „Verrath" gefallen, und aus der Begrüßung, mit der Chatanaya Matreyi den General empfing, leuchtete mehr als ein leiser Vorwurf heraus.

„Hol' die Narren der Henker!" äußerte Dupleix ärgerlich zu Chadreux, nachdem der Goschmani sich entfernt hatte, „Verrath — Verrath! Weiter wissen sie nichts; ich aber weiß, daß nur ihre Uebereilung und ihre Untüchtigkeit uns in diese Situation gebracht hat. Nichts ist bequemer, als mit dem billigen Worte Verrath sich selber entschuldigen zu wollen. Und dabei heißt es noch auf diese Gesellschaft Rücksicht nehmen! — Ich muß Sie bitten, Kapitän, sich mit Ihrer Kompagnie bei der großen Pagode einzuquartieren, damit dem weltberühmten Wischnu ja kein Leides geschieht; ein schöner Gott übrigens, der sich nicht einmal selbst schützen kann!" —

Auch auf Chadreux' sonst so gleichmäßig ruhigem Gemüth lasteten die Erlebnisse der letzten Zeit schwer. Nicht nur der vorläufige Mißerfolg der Expedition drückte ihn nieder, er fühlte, daß tief in seinem Innern eine Veränderung vorgegangen war. So sehr er es vor sich selbst bestritt, die liebliche Schönheit Dolarie's hatte einen wunderbaren Eindruck auf sein Herz gemacht. Der Graf war gewiß schon oft verliebt gewesen, wie es so die Art junger Offiziere ist, eine wirkliche tiefe Neigung hatte er aber noch niemals empfunden. Und nun sah er dies reizvolle Geschöpf mit den süßen Kinderaugen, zum ersten Mal bebte in seinem Herzen ein neues, nie geahntes Gefühl, er aber konnte nichts thun, als selbst für immer entsagend das holde Mädchen in die Arme des Freundes führen! Gewiß, sie war eine Eingeborene, er würde sich schwer, vielleicht nie entschlossen haben, ihr Herz und Hand anzubieten, aber in seiner Seele klang dennoch ein wehmüthiger Schmerz nach, und wachend wie träumend stand stets ihr Bild vor seinen Augen. Bitter lachte er bisweilen auf und schalt sich selbst einen Narren; ist es nicht auch lächerlich, über ein Glück zu trauern, das man nie besessen, das man nicht einmal erstrebt hat?! —

Als der Kapitän, dem Befehl Dupleix' nachkommend, mit seiner Kompagnie die Hauptpagode besetzt hatte und, um mit Chatanaya Matreyi über die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln selbst zu sprechen, das Innere derselben betrat, traf er zu seinem Erstaunen Robilant schon in der Vorhalle. Die Begegnung war ihm nicht lieb, er empfand seit Langem eine starke Abneigung gegen den Kameraden, die sich während der Belagerung noch gesteigert hatte; er hielt auch den vertrauten Verkehr,

den der Marquis neuerdings ganz offenkundig mit dem rohen Beauviller pflegte, eines französischen Edelmanns nicht für würdig.

Robilant schien sehr vergnügt, fast zu vergnügt für die traurigen Vorgänge des Morgens, die Hunderte tapferer Kameraden mit ihrem Blut bezahlt hatten. „Wollen Sie sich auch den großen Wischnu ansehen, lieber Graf?" lachte er. „Ich war eben drinnen und habe mir das Wunderwerk genau betrachtet, obwohl mich die gelben Pavanze von Priestern wahrscheinlich am liebsten in Stücke geschnitten hätten. Alle Wetter, die Steine sind großartig, kein König der Welt trägt schönere in seiner Krone!"

„So?" entgegnete Chadreux gleichgiltig und hob, ohne sich in ein weiteres Gespräch einzulassen, den schweren, vielfaltigen Vorhang, der das Allerheiligste von der großen Tempelhalle schied.

Ein in der That überraschender Anblick bot sich ihm dar.

Das Sanktuarium bildete ein längliches Halboval, in dessen Brennpunkt die Statue des großen Gottes stand. Der nicht allzugroße Raum war nur mäßig erhellt, die beiden einzigen Fenster wurden durch dichte Vorhänge verhüllt, welche nur einzelnen Lichtstrahlen Einlaß gewährten. So mußte sich der aus dem tageshellen Haupttempel Eintretende zunächst an das Halbdunkel gewöhnen, in den ersten Augenblicken sah er fast nichts, als jene zwei mächtigen leuchtenden Steine, welche als die Augen Wischnu's in ganz Indien berühmt waren. Nein! Er sah die Augen Wischnu's nicht als todte Steine, sondern er sah in den nur undeutlich erkennbaren Zügen des Gottes zwei Sterne, die wie im magischen Glanz phosphorescirend und in buntem Farbenwechsel spielend wirkliches Leben zu besitzen schienen.

Es lag in der That ein merkwürdiger Zauber gerade in dem ersten Eindruck, etwas wirklich Großes und Erhabenes sprach aus der gesammten Anordnung. Freilich, sobald das Auge sich an die Halbdunkelheit gewöhnte und die Einzelheiten zu unterscheiden begann, verlor sich jener günstige erste Eindruck nur zu schnell. Das Bild Wischnu's zeigte dann ganz die eigenartig phantastische Gestaltung aller Hindugötter, ja es stand an künstlerischer Auffassung und Ausführung vielleicht noch hinter zahlreichen anderen indischen Götterstatuen zurück. Ziemlich roh aus Holz geschnitzt, war Wischnu in seiner traditionellen Gestalt mit vier Händen dargestellt, in denen er Bogen und Pfeil, die Lotosblume und die heilige Muschel trug. Das Gesicht war blau bemalt, ein langwallendes dunkelgelbes Gewand, auf dem mannigfache bunte Zeichnungen sich abhoben, floß bis zu den Füßen herab; es lag für das europäische Auge gar zu viel Fratzenhaftes in der ganzen Erscheinung.

Und auch die Augen verloren ihren magischen Schimmer. Die beiden etwa wallnußgroßen Diamanten, welche ihren Kern bildeten, waren je von einem Kranz herrlicher Saphire umschlossen, und erlangten vielleicht gerade durch diese Verbindung ihren farbenreichen Glanz. Sobald man aber die Steine erst als solche deutlich erkannte und einzeln zergliederte, sanken sie sofort zu dem herab, was sie waren, zu allerdings unvergleichlichen Juwelen von gewiß unermeßlichem Werth.

Aus dem Hintergrund des Tempels trat in seiner gewöhnlichen ernsten Weise Chatanaya Matreyi hervor und begrüßte den Kapitän mit fast herzlichen Worten.

„Ich freue mich, Herr, Dich hier willkommen heißen zu können. Ich weiß, Du bist ein aufrichtiger Freund meines Volkes, Du wirst Dich auch nicht von uns abwenden, wenn vorübergehende Wolken die Sonne unseres Glückes zu verdunkeln scheinen. Unerforschbar ist der Wille der Götter, aber, glaube mir, den Beharrlichen senden sie schließlich dennoch den Sieg."

„Wir wollen es hoffen, Chatanaya Matreyi! Ein schlechter Krieger wäre der, welcher sich beugt, wenn der erste Wurf nicht voll gelingt. Wenn Alle dächten, wie Du und Saëb-Radschah, es stünde heute schon besser um unsere Sache."

Der Goschmani seufzte leise. „Unerforschbar ist der Wille der Götter," wiederholte er. „Unerforschbar sind die Wege, welche sie die Menschenherzen leiten. Auch ich glaubte in Wischnu's Strahlenaugen die Gewißheit eines schnelleren Gelingens gelesen zu haben, ich glaubte, daß er mit seinem Flammenschwert eine höhere Begeisterung in die Herzen der Seinen eingraben würde; ich muß mich geirrt haben, die Reihe der Prüfungen, welche der Allerbarmer uns auferlegt hat, ist noch nicht vorüber. Aber auch in euren Reihen, mein Freund, herrscht nicht die volle Klarheit und der reine Wille, nicht ganze Treue und selbstlose Hingabe —"

„Nicht an mir ist es, darüber zu urtheilen!" unterbrach der Kapitän den Leidenschaftlichen. Es widerstrebte ihm, aus dem Munde des Priesters Vorwürfe gegen seine Kameraden, vielleicht gegen Dupleix selbst zu hören. „Ich bin übrigens hierher gekommen, um Dir einen neuen Beweis der Fürsorge meines Generals zu geben. Mit einer ganzen Kompagnie soll ich den Schutz dieses ehrwürdigen Heiligthums übernehmen und möchte auch Deine Ansichten über die zweckmäßiger Weise zu treffenden Maßregeln hören."

„Der große Radschah hat Recht, wenn er Dich, gerade Dich zum Schutz der Augen des Allerbarmers sendet, nur reine Herzen und reine Hände dürfen sich dem Dienst Wischnu's weihen!" entgegnete der Priester ernst und fügte dann zuversichtlich hinzu: „Und schließlich kommt doch Alles auf die göttlichen Sterne dort drüben an. Glaube mir, Herr, sie werden uns zum Siege führen, ich fühle es, Wischnu prüft die Seinen wohl schwer, aber er verläßt sie nicht!" —

Die beiden Männer wurden bald über die zu treffenden Maßnahmen einig. Die Kompagnie sollte in unmittelbarer Nähe untergebracht werden, eine starke Wache wurde in die Vorhalle des Tempels gelegt, welche — wie Chadreux jetzt sah — außer durch die Vorhänge auch durch eine massive Thür gegen das Allerheiligste abgeschlossen werden konnte, einige Posten wurden in weiterem Umkreis um das Gebäude, an das sich nach einer Seite ein kleiner dichter Hain anschloß, aufgestellt. Der Kapitän hatte ursprünglich einen Doppelposten in das Allerheiligste selbst stellen wollen, und er verzichtete erst auf des Priesters ausdrücklichen Wunsch darauf. Es schien, als ob das permanente Verweilen von Mannschaften im Heiligthum von Chatanaya fast gleich einer Entwürdigung aufgefaßt würde. „Ich werde die Habe meines Gottes mit meinem eigenen Leibe decken," sagte er entschieden. „So lange Fremde im Tempel Wischnu's weilen, ist mein Lager zu den Füßen des Allerbarmers."

Die nächsten Tage vergingen ohne wesentliche Zwischenfälle. Auch Clive verhielt sich ruhig, nur durch die Ferngläser konnte man beobachten, wie auf den Wällen und Bastionen von Tritschinopoly eine unermüdliche Thätigkeit herrschte. Die Gegner waren augenscheinlich beschäftigt, die Schäden der Belagerung auszubessern; gegen den Strom schoben sie nur eine leichte Kette von Vorposten vor.

General Dupleix seinerseits hatte vollauf mit der Wiederherstellung der Schlagfertigkeit seiner Truppen zu thun.

Gegen Abend des vierten Tages traf unerwartet die Gattin des Generals auf Seringham ein. Es war allerdings nichts Neues, daß die muthige Jan-Begum im Feldlager weilte, aber sie hatte doch meist nur während der Ruhepausen in den Operationen den Gemahl aufgesucht, nicht wenn — wie in diesem Augenblick — die Gegner sich unmittelbar gegenüber standen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Anstand in der Entenhütte.

(Mit Bild auf Seite 177.)

Die unterhaltendste Art der Entenjagd ist der auf S. 177 dargestellte Anstand in der Entenhütte. Letztere wird am Ufer eines Gewässers, in das die Wildenten gern einfallen, aus Schilf und Rohr so erbaut, daß der Schütze darin einen verdeckten Stand hat und eine kleine Strecke des Gewässers überschauen kann. Hierher begibt sich nun der Jäger am frühen Morgen und am Abend kurz vor der Dämmerung auf den Anstand und sucht auf die einfallenden oder vorüberziehenden Enten zum Schuß zu kommen. Es ist das bei der ungemeinen Wachsamkeit und Scheuheit dieser Vögel nicht ganz leicht und erfordert einen ruhigen, sicheren Schützen, um mit dem ersten Schuß eine einzelne Ente gut auf's Korn zu nehmen, und dann aus dem mit pfeifendem Geräusch auffliegenden Fluge mit dem Doppellauf noch eine zweite herunter zu holen. Auf diese Weise kann man die Entenjagd den größten Theil des Jahres hindurch ausüben, ausgenommen natürlich die Brütezeit, vom April bis Juni.

Aus der Jugend Friedrich's des Großen.

(Mit 4 Bildern auf Seite 180 u. 181.)

Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der gestrenge „Soldatenkönig", wollte aus seinem ihm so unähnlichen Sohne Friedrich II., den die Geschichte später „den Großen" benannt hat, in dessen Jugend einen Fürsten machen, ganz wie er selber war, und da sich der geniale Prinz den engherzigen Vorschriften seines Vaters nicht fügen wollte, so kam es zu scharfen Konflikten. Nachdem sich der König im Zorne sogar zu thätlichen Mißhandlungen des Kronprinzen hatte hinreißen lassen, plante dieser eine Flucht nach England. Als er dieselbe aber auf einer mit dem Könige unternommenen Reise am 4. August 1730 in dem Dorfe Steinsfurth in der Nähe von Mannheim ausführen wollte, mißlang dieser Fluchtversuch (siehe das obere Bild auf S. 180). Der König war außer sich und ließ seinen Sohn zuerst nach Wesel und dann als Gefangenen nach Berlin schaffen, erklärte ihn hierauf des Offiziersrangs verlustig und schickte ihn als Staatsgefangenen in strenge Gefängnißhaft nach Küstrin (siehe das untere Bild). Ein Kriegsgericht sollte über ihn und den mit dem Prinzen im Einverständniß gewesenen Lieutenant v. Katte urtheilen. Letzterer wurde zum Tode verurtheilt und vor dem Gefängnißfenster des Kronprinzen hingerichtet, über diesen aber weigerte sich das Kriegsgericht, ein Urtheil zu fällen, und auch die fremden Höfe verwendeten sich für ihn. Diese schrecklichen Ereignisse waren auf den jungen Prinzen von der tiefsten Wirkung gewesen: er beschloß, zu beweisen, daß sein Vater ihn falsch beurtheilt habe, und widmete sich in Küstrin mit Ernst und Eifer der strengsten Arbeit. Diese Umkehr verschaffte ihm einige Erleichterungen seiner Haft, doch durfte er noch ein ganzes Jahr die Festung Küstrin nicht verlassen und mußte als Auskultator auf der dortigen Domänenkammer arbeiten (siehe das obere Bild auf S. 181), wo er sich die genaue Bekanntschaft mit allen Verwaltungszweigen aneignete, die seiner Regierung später so sehr zugute kam. Im November 1731 erst durfte Friedrich zur Hochzeit seiner Schwester Wilhelmine mit dem Markgrafen von Bayreuth zum ersten Male wieder nach Berlin kommen, und dort fand alsdann auch die völlige Aussöhnung mit seinem königlichen Vater (siehe das untere Bild) statt.

Der Todtengräber von Guhrau.

Historische Skizze

von

R. Trenkhorst.

In Niederschlesien, hart an der Grenze der Provinz Posen, liegt rechts von der Oder die Kreisstadt Guhrau, welche schon im 17. Jahr-

hundert einige Tausend Einwohner zählte, aber zu keiner Zeit in der politischen Geschichte eine Rolle gespielt hat. Nur ein einziges Mal, kurz nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1656, wurde ihr Name aller Orten in Deutschland mit Grausen genannt und kein Anderer als der Todtengräber der Stadt, Hans Felgenhauer, verschaffte damals der Stadt ihre traurige Berühmtheit.

Als General Königsmark mit seinen wilden Schaaren durch Schlesien nach Böhmen zog, war Felgenhauer verwundet von einer schwedischen Streifkolonne zu Guhrau zurückgelassen worden. Gerade als der junge Soldat von seiner Wunde geheilt war, wüthete in dem Städtchen eine ansteckende Seuche, der auch der Guhrauer Todtengräber erlag, und da kein Ortsangehöriger Verlangen trug, eine Stelle anzunehmen, die neben der augenscheinlichen Gefahr der Ansteckung noch den Ruf der „unehrlichen Leute" einbrachte, so machte der Magistrat wenig Federlesens mit dem Fremdling und zwang ihn kurzer Hand, Todtengräber der Stadt zu werden. Hans Felgenhauer machte, als er sah, daß ihm nichts anderes übrig blieb, aus der Noth eine Tugend, ergriff statt Pike und Schwert jetzt Schaufel und Spaten, und machte sich auch mit dem Gedanken vertraut, bis an's Ende seiner Tage ein einsames, freudloses Dasein führen zu müssen.



Der Fluchtversuch Friedrich's des Großen am Morgen des 4. August 1730. (S. 179)

Da brachten fremde Gäste, welche das Städtchen aufsuchten, in die langweilige Eintönigkeit seines Lebens einige Abwechselung. Zigeuner waren es, die zur Freude der Guhrauer Kinderschaar vor den Thoren der Stadt Rast machten, um als Bärenführer und Wahrsager einige Groschen zu erbetteln oder, wo es anging, auch zu stehlen. Felgenhauer verkehrte mit den braunen Fremdlingen, die sich unter den Linden an der Friedhofsmauer gelagert hatten, gern und viel, denn sie waren ja wie er selbst Ausgestoßene aus der menschlichen Gesellschaft, unehrliche Leute.

Ein Mädchen gehörte zur Bande, eine schlanke Schönheit mit feurigen Augen und herrlichen schwarzen Locken; wenn sie das Tambourin schwang und zu ihrem Lied den zierlichen Körper, mit bunten Tüchern umschlungen und mit schimmernden Metallstücken geschmückt, im Takte wiegte, da wäre der Todtengräber gern von ihrem Stamme gewesen, um nur immer in ihrer Nähe bleiben zu können. Und die wilden Fremdlinge fanden auch Wohlgefallen an Felgenhauer, und Lischka (Füchschen), so nannten die Stammesgenossen das schöne Mädchen, hatte ihm schon manchen feurigen Blick gegönnt. So waren einige glückliche Tage für Hans vergangen, als der Dade, der Anführer der Bande und Vater der Lischka, am Typhus erkrankte. Kaum hatte sich in der Stadt das Gerücht von der Krankheit des Alten verbreitet, so erschienen die Stadtknechte und geboten den armen Fremdlingen bei Strafe des Stranges den Abzug vor Anbruch des folgenden Tages. Felgenhauer fand die Zigeuner darüber in nicht geringer Aufregung; Lischka jammerte laut weinend neben der Streu, auf welcher der todkranke Häuptling lag. Hans lehnte mißmuthig an einem Lindenstamm und hörte einem heftig gestikulirenden Zigeuner zu, als ihn Lischka erblickte und auf ihn zustürzte.

„Ihr müßt mir helfen, Herr!" rief sie, indem sie mit beiden Händen seine Rechte ergriff, „Ihr habt allein von den weißen Menschen ein Herz in der Brust; der Dade wird sterben, wenn er im Fieber von hier fort muß! Gönnt dem kranken Vater und mir nur einige Tage noch Rast, und wenn es auch nur in einem der Grabgewölbe wäre!"

Der junge Mann wußte, daß ihm Pranger und Gefängniß drohte, wenn er die beiden Zigeuner bei sich behielt, aber seine Leidenschaft für Lischka siegte über seine Bedenken. Er faßte die weinende Lischka bei der Hand und führte sie in das kleine Häuschen, das die Dienstwohnung des Todtengräbers bildete.

„Wenn der Abend gekommen ist, Lischka," flüsterte Hans, „laß den kranken Vater hier hineintragen, aber um Deinet- und meinetwillen halt' reinen Mund, daß Niemand drinnen in der Stadt von eurer Anwesenheit etwas erfährt! Willst Du das, Lischka?"



Friedrich der Große als Kronprinz im Gefängniß. (S. 179)

Das Zigeunermädchen blickte einen Augenblick ihren Wohlthäter an, als traue sie seinen Worten nicht; als aber der junge Mann sie fragte: „Hast Du mich nicht verstanden, Mädchen?" da schlang sie die braunen Arme um seinen Nacken, küßte ihn leidenschaftlich und eilte, ohne ein Wort zu sagen, zur Thüre hinaus.

Als es dunkel geworden, trug man den Kranken behutsam in die Schlafstube des Todtengräbers und legte ihn auf dessen Bett, denn so hatte es dieser gewollt; der junge Mann selbst war in die anstoßende Scheune gegangen und bereitete sich aus Heu und Stroh ein einfaches Lager. Gegen Morgen zog die Zigeunerbande, nachdem alle Glieder von dem „Dade" feierlich Abschied genommen hatten, geräuschlos hinweg, und nur Lischka blieb bei ihm zurück. Aber nur wenige Tage sollte den Argusaugen der städtischen Obrigkeit der Aufenthalt der beiden Zigeuner verborgen bleiben; ein Guhrauer Rathsdiener hatte eines Abends Alles ausgekundschaftet, und der hohe Rath hatte nichts Eiligeres zu thun, als ein halbes Dutzend

der handfestesten Gesellen aus der Stadt auszuwählen und nach dem Friedhofe auszusenden, um den Todtengräber sammt seinen gefährlichen Gästen aufzuheben. Der alte Zigeuner, der schon die letzten Tage sehr schwach gewesen war, gab vor Schreck und Angst, als die bewaffnete Rotte in das Zimmer trat, seinen Geist auf, aber Lischka riß man erbarmungslos von der Leiche des Vaters hinweg, und auch Hans Felgenhauer wurde unter dem Toben und Schreien der wüthenden Menge in die finstere Stadtkammer gebracht.



Friedrich der Große als Auskultator bei der Domänenkammer in Küstrin. (S. 179)

Als man am anderen Tage den jungen Mann verhörte, gestand derselbe frank und frei, daß er die beiden Personen aus Mitleid in sein Haus genommen habe. Einige der menschlich gesinnten Rathsmitglieder nickten Hans beifällig zu, als er das Elend der armen Zigeuner schilderte; als er aber die Bitte aussprach, die hilflose Waise bei sich als seine Gattin behalten zu dürfen, da er sie von Herzen liebe, wurden doch die Gesichter der Anwesenden bedenklich lang, und hier und dort wurden Stimmen laut, daß man die Zigeunerin als Zauberin peinlich verhören müsse, denn sie habe es sicher mit teuflischen Künsten dem armen Burschen angethan. Der Todtengräber wurde wieder in das Gefängniß zurückgeführt, und der Magistrat kam nach langen Berathungen endlich dahin überein, die Zigeunerin, da man ihr sonst nichts Uebles nachweisen konnte, milde zu behandeln, ihr aber zur Warnung für alle Zukunft den Galgen auf den Rücken aufzubrennen und sie über die Grenze bringen zu lassen. Vergeblich bat Hans, auf den Knieen liegend und unter Thränen, ihn mit der Geliebten ziehen zu lassen, aber die Herren willigten nicht in sein Flehen, da man ihn aus den Banden der gefährlichen Zigeunerin auch wider seinen thörichten Willen losreißen müsse! Das Urtheil wurde am anderen Morgen vollzogen, und der verzweifelnde Felgenhauer sollte seine Lischka im Leben nicht wieder sehen. Die strengen Herren sprachen ihn von der Strafe des Prangers, die ihm nach dem harten Stadtgesetze gebührte, nur unter der Bedingung frei, daß er eidlich versicherte, sich nicht an der Stadt rächen, noch ihr Weichbild in Jahresfrist verlassen zu wollen. Und Hans, so erbittert er auf den Rath und die Stadt, die ihm sein Liebstes erbarmungslos geraubt hatten, auch war, scheute doch die öffentliche Schmach des Prangers zu sehr, um sie für die Wiedergewinnung seiner verlorenen Lischka auf sich zu nehmen. Er schwur den Eid und ging finster und verschlossen wieder zurück zu seinen Todten.



Rückkehr Friedrich's des Großen und Aussöhnung mit seinem Vater. (S. 179)

Seit diesen Ereignissen, welche das weiche Gemüth des jungen Mannes so gewaltig erschüttert hatten, war in Felgenhauer's Wesen eine merkwürdige Aenderung vor sich gegangen. Verachtung und Haß gegen die Menschheit beherrschten sein Herz. Diese Veränderung an dem Todtengräber blieb den meisten Besuchern des Friedhofes nicht verborgen, und so kam es endlich soweit, daß ihm die Guhrauer wie einem gefährlichen Wesen scheu aus dem Wege gingen und schon hier und dort Stimmen laut wurden, daß der Mensch ein böses Gewissen und nichts Gutes im Sinne gegen die Christenmenschen in der Stadt haben müsse.

So waren seit dem Abzuge der Zigeuner aus Guhrau einige Monate vergangen, als in der Stadt und den umliegenden Dörfern eine Seuche auftrat, die sich mit so mörderischer Heftigkeit verbreitete, daß bald keine Familie der Stadt mehr von dem Todesengel verschont blieb, und Verzweiflung alle Kreise der Bürgerschaft ergriff. Kein Heilmittel brachte Linderung und Hilfe, und bald gab es keinen Arzt in Guhrau mehr, denn gerade sie waren die ersten Opfer, welche die entsetzliche Pest forderte. Alle Geschäfte ruhten, Thüren und Fenster blieben geschlossen, um nicht den tödtlichen Hauch der Seuche einzulassen, und Verzweiflung herrschte überall.

Nur Einer blieb von all' dem Jammer ungerührt, das war Hans Felgenhauer, der Todtengräber von Guhrau. Voll Hohn und Trotz blickte er auf die Verödung der Stadt und hart und rauh begegnete er Allen, die leidtragend an die frischen Gräber herantraten. War er dem Volk schon lange unheimlich gewesen, so wurde er jetzt noch verhaßter, und eifrig regten sich in der Stadt die Zungen, um Hans Felgenhauer zu verdächtigen und Gründe dafür zu finden, daß er und kein Anderer durch teuflische Künste, um seine Rache zu kühlen, die Pest über die Stadt gebracht habe. Einer von seinen Gegnern wollte gehört haben, wie der Todtengräber die Hände fluchend gegen die Stadt erhoben und gebeten habe, daß die Pest noch ärger unter seinen Feinden zur Strafe für ihre Grausamkeit wüthen möchte, und eine kurze Zeit genügte, um den Verdacht gegen Felgenhauer so zu verstärken, daß der Rath sich entschloß, ihn verhaften und peinlich verhören zu lassen.

Hans hatte keine Ahnung von der furchtbaren Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, und folgte den Stadtknechten, die ihn abholten, willig und gleichgiltig; ja, als man ihm im Rathhause den schweren Verdacht, den man

gegen seine Person hegte und der zu seiner Verhaftung geführt hatte, eröffnete, begriff er den Ernst seiner Lage noch immer nicht, sondern lachte den finsteren Männern offen in's Gesicht. Die Richter aber faßten das Benehmen des angeklagten Todtengräbers als eine Beleidigung ihres Amtes und als teuflischen Spott und Trotz auf, sie winkten dem Meister Hans und befahlen ihm, den Angeklagten ernstlich zu befragen, ob er der Stadt die Pest heraufgewünscht und die Krankheit vielleicht durch Zaubermittel veranlaßt habe. Erst als der Henker ihm drohend die verschiedenen, von der raffinirten Grausamkeit des Mittelalters zur Erpressung von Geständnissen erfundenen Instrumente zeigte, ahnte Felgenhauer, daß es sich um's Leben handle, und daß nichts ihn aus den peinigenden Händen des blutigen Mannes retten könne. Auch stärkere Männer als Felgenhauer waren schon von den Qualen der Tortur überwältigt worden und hatten Geständnisse über nie begangene Verbrechen gemacht, nur um den gräßlichen Martern zu entgehen. Man kann sich daher nicht darüber wundern, daß Hans unter dem Druck der spanischen Stiefel und der Daumschrauben Alles gestand, dessen man ihn beschuldigte. Durch die furchtbaren Schmerzen der Tortur dem Wahnsinn nahe gebracht, legte der Aermste das ihm in den Mund gelegte Bekenntniß ab, daß er die Brunnen der Stadt vergiftet und auf die Straßen Giftstaub gesäet habe, den ihm der Teufel, der in Gestalt von Irrlichtern zu ihm gekommen sei, gebracht.

Das Verbrechen, welches Felgenhauer eingestanden hatte, erschien den Richtern so neu und furchtbar, daß keine Strafe ihres mit drakonischer Strenge geschriebenen Gesetzbuches ihnen dafür hart genug schien. Der furchtbare Urtheilsspruch lautete darauf, daß der Malefikant, der den jähen Tod von beinahe zweitausend Menschen verschuldet habe, mit glühenden Zangen gezwickt, gerädert, dann geviertheilt, der Kopf auf eine Stange am Hochgericht aufgesteckt und der übrige Körper zu Asche verbrannt werde. Vergeblich betheuerte der Unglückliche nun seine Unschuld und erklärte feierlich, daß nur die Qualen der Tortur ihn zu dem sinnlosen Geständniß gebracht hätten. Für die Richter aber war es genügend, daß er gestanden hatte, und so wurde im Herbst 1656 das Urtheil an Felgenhauer vollzogen.

Der Magistrat der Stadt hatte sogleich nach dem Geständniß des Todtengräbers die Straßen einer eingehenden Reinigung, die seit Jahren nicht stattgefunden hatte, unterziehen, sowie die Brunnen ausschöpfen lassen. Die Folge davon war, daß die Seuche abnahm und mit Eintritt der kälteren Jahreszeit ganz erlosch. In den Augen des Volkes aber war dies ein neuer Beweis für die Schuld des Hingerichteten. Die Chronisten der Stadt Guhrau berichten gewissenhaft die grausige Vergiftungsgeschichte des Jahres 1656, ohne die Schuld des Todtengräbers in Zweifel zu ziehen. Und doch belehrt uns heute die ärztliche Wissenschaft, daß jene Seuche zweifellos der Flecktyphus war, der auch heute noch jeder ärztlichen Kunst spottet, sowie daß es eine reine Unmöglichkeit ist, Straßen und Brunnen in solcher Stärke zu vergiften, wie dies von den Richtern vorausgesetzt wurde. Felgenhauer ist eben auch einer der Unzähligen, die ehemals zu Opfern der Unwissenheit und des Aberglaubens geworden sind.

Das Alpgespenst.

Physiologische Skizze von **Alfred Stelzner**.

(Nachdruck verboten.)

Es ist Nacht. Der Schläfer ruht in tiefstem Schlaf. Liebliche Träume umgaukeln seine Sinne, bis lichten Vorstellungen sich lauernde Schatten allmählig verschmelzen. Die Traumbilder verdüstern sich mehr und mehr. Eine unheimliche Dämmerung umfängt mit einem Male den Träumenden, und ein beklemmendes Gefühl stetig wachsender Angst überschleicht ihn. Er fühlt, wie ihm der Athem gehemmt wird. Irgend ein Wesen, ein grauenhaftes Ungeheuer, ein zottiges, scheußliches Thier, das ihn mit rothglühenden Augen anglotzt, hat sich ihm in teuflischem Sprunge schwer lastend auf die Brust gestemmt, schnürt ihm die Kehle zu und sucht ihn zu erwürgen. Die Angst wächst in rasender Schnelle mit der zunehmenden Athemnoth, der Erstickungsgefahr, sowie mit der Unmöglichkeit, sich zu wehren oder sich auch nur zu rühren. Alle Glieder sind wie durch dämonische Bannkraft gelähmt und umsonst sucht der Unselige seine schreckerstarrten Glieder zur Flucht aufzuraffen. Kalter Angstschweiß bricht ihm aus allen Poren. Schon legt ihm der Tod in grausigster Gestalt die eisige Hand auf's Herz — da endlich, im Augenblicke der auf's Aeußerste gestiegenen Angst, schüttelt er mit letzter furchtbarer Kraftanstrengung das auf ihm hockende Wesen von sich ab. Die heftige Bewegung hat den Träumenden zugleich erweckt. Entsetzt starrt er um sich und sieht — nichts. Das scheußliche Phantom ist verschwunden, und nur sein in Schweiß gebadeter Leib und sein heftiges Herzklopfen überzeugen ihn, daß er soeben gekämpft auf Tod und Leben, daß er verzweifelt gerungen in gräßlicher Todesangst um Sein oder Nichtsein.

Mit Obigem ist versucht worden, die verschiedenen Phasen des Alpdrückens zu schildern, welche gewiß zahlreichen, von diesen qualvollen Träumen selbst heimgesuchten Lesern aus persönlicher Erfahrung bekannt sein werden.

Da bemerkenswerther Weise die Alpträume bei verschiedenen Menschen immer dieselben Erscheinungen — nämlich die von würgenden, auf der Brust hockenden Unholden — hervorrufen, da auch weder der Alp eine Krankheit sein kann, weil eine solche nicht mit dem Schlafe verschwindet, noch derselbe jemals in wachem Zustande vorgekommen und beobachtet worden ist, so lag in früheren Zeiten der Glaube nahe, daß es sich um böse Geister und Gespenster handle, die sich gelegentlich während des Schlafes auf die Menschen stürzten. Und in der That hat sich dieser Aberglaube bis auf den heutigen Tag erhalten, in dem Grade, daß jeder Landstrich und jedes Dorf fast seine besonderen Alpgespenster besitzt.

Besonders verbreitet war und ist zum Theil noch heute der Aberglaube, wonach der Alp eine Hexe, „Trude", „Drula" oder „Mahr" sein soll, die des Nachts durch's Schlüsselloch zu dem Schlafenden eindringt, und die man nur durch Ausrufen ihres Namens oder dadurch abzuwehren vermag, daß man sich vor dem Einschlafen eine mit der Spitze nach oben gekehrte Hechel auf die Brust legt, so daß die sich auf den Schläfer stürzende Hexe aufgespießt wird.

In den Weichselgegenden, besonders in Polen, wo die Pflege des Haares beim niederen Volke fast unbekannt ist, wird dem als Kobold betrachteten Alp die Verfilzung des Haares — „Weichselzopf" oder „Wichtelzopf" (von „Wichtel", d. i. Zwerg) — die oft zu wirklichen Krankheiten der Haarwurzeln führt, zugeschrieben, und es ist sehr erheiternd, daß als „Talisman" gegen denselben Wasser und Kamm gelten.

Verwunderlicher noch als die Erhaltung und Verbreitung dieses Aberglaubens in allen seinen hundertfältigen Formen bis auf den heutigen Tag, insbesondere unter der Landbevölkerung, bleibt die Thatsache, daß selbst in wissenschaftlichen Kreisen über die Natur des Alptraumes noch gestritten wird. Bis vor Kurzem war die Meinung vorherrschend, daß das Alpdrücken ein durch Brust- oder Unterleibsstörungen veranlaßter Traumzustand sei. Allein schon vor gerade dreißig Jahren erklärte J. Börner in seiner Schrift „Das Alpdrücken" diese merkwürdige Erscheinung auf andere, höchst einfache Weise, und in neuester Zeit hat W. Cubasch diese Annahme wieder aufgefrischt und ihr in ärztlichen Kreisen weite Verbreitung verschafft.

Im Gegensatz zu oft ebenso abenteuerlichen wie unbegründeten Erklärungen des Alpdrückens hat Börner nachzuweisen gesucht, daß dasselbe eine Folge der Athemnoth ist, die durch Verschluß der Mund- und Nasenöffnungen entsteht, indem der Träumende auf dem Gesichte — in die Kissen vergraben — liegt, oder sich durch unbewußte Bewegungen im Schlafe die Bettdecke über Mund und Nase gezogen hat, so daß er keine Luft schöpfen kann.

Die Aufmerksamkeit dieses Forschers wurde zuerst durch die sich immer gleich bleibende Thatsache erregt, daß der Alp allemal nach jener letzten übermenschlichen Kraftanstrengung spurlos verschwand, womit beim gleichzeitigen Erwachen auch regelmäßig die angstvolle Athemnoth aufhörte. Er schloß daraus, daß die Ursache dieser Athembeschwerden eine rein äußerliche sein müsse. Um derselben nun auf die Spur zu kommen, das eigentliche Hemmniß für die Athmung aus eigener Anschauung kennen zu lernen, beschloß er, mit aller Energie zu streben, trotz der verlängerten Qualen bis zum Erwachen nach stattgehabtem Alptraum ruhig liegen zu bleiben.

Wirklich gelang es Börner, seinen Vorsatz wiederholt durchzuführen. Als er nach schreckenvollem Alpdrücken, in regungsloser Lage verharrend, erwachte, fand er zu seiner Genugthuung seine Vermuthung bestätigt, nämlich Nase und Mund mehr oder weniger vollständig verhüllt, entweder in einem Falle dadurch, daß er mit denselben in die Kissen vergraben war, oder in anderen durch die Bettdecke, die ihm über dem Gesichte lag.

Wenn diese Entdeckung jedoch allgemeinen Werth haben sollte, mußte sie sich auch an anderen Menschen auf demselben Wege durch absichtliche Experimente nachweisen lassen. Unser Gewährsmann erzählt eines dieser bei oftmaliger Wiederholung an verschiedenen Personen stets gelungenen Experimente folgendermaßen: „Ich erfaßte nun sanft seine (des Schlafenden) wollene Decke und schob sie ihm derart über das Gesicht, daß der geöffnete Mund ganz und die beiden Nasenlöcher zum größten Theil bedeckt waren. Der Kranke fing sofort an, in langgedehnten Inspirationszügen zu athmen; sein Gesicht röthete sich, sämmtliche Respirationsmuskeln waren in angestrengtester Aktion, die Halsadern schwollen an, allein der Kranke rührte sich eine volle halbe Minute lang nicht, ließ jedoch bei jedem Athemzuge einen eigenthümlich ächzenden Ton vernehmen. Die Augen waren stets geschlossen. Mit einem Male machte er unter sichtlich ungeheuren Anstrengungen eine auffallend energische Bewegung, durch welche er sich in einem Momente auf die linke Seite warf, auf welcher er sodann ruhig liegen blieb, wieder frei athmete und nur mit den Lippen zuckende Bewegungen wie beim Sprechen machte. Kaum einige Sekunden später weckte ich ihn durch derbes Anfassen bei der Schulter. Er fuhr zusammen, schlug rasch und weit die Augen auf, sah mich erstaunt an und sprach einige nicht verständliche Worte. Ich bemerkte ihm nun, daß ich ihn aufgeweckt habe, weil er so jammernde Töne ausgestoßen hätte. Darauf griff er mir, immer noch nicht ganz zu sich gekommen, nach der Hand und sprach: „Ich danke." Sein Gesicht war mit Schweiß be-

deckt, seine Physiognomie ängstlich. Auf meine Frage, was ihm gefehlt habe, waren seine ersten Worte: „Ich wäre beinahe gestorben; ich habe das Alpdrücken wieder gehabt, und zwar schrecklicher, als jemals in meinem Leben." Er erzählte dieselbe Vision, die er früher gehabt hatte, jedoch mit einigen Variationen, die mich den unmittelbaren Einfluß meines Experimentes auf's Unzweideutigste erkennen ließen. Das Alpmännchen producirte sich diesmal als eigenthümliches Bastardthier, halb Hund, halb Affe, das nicht wie sonst langsam zum Bette heranschlich, sondern, ohne daß es vorher bemerkt worden wäre, sich mit einem Sprung auf die Brust des Opfers schnellte (das rasche Bedecken des Gesichtes). Dann blieb es ruhig, wie schlafend, auf derselben liegen, während der Unglückliche sich vor Angst nicht zu rühren wagte, bis es endlich infolge einer auf der Höhe der Qual ausgeführten Bewegung herunterfiel. Ich glaube, die Beweiskraft eines Versuches kann nicht schlagender sein."

Diese Schilderung ist in der That so außerordentlich überzeugend, daß keine Bedenken gegen die Wahrheit der entdeckten Ursache des Alpdrückens mehr aufkommen können. Der Teufel, die Hexe, der Kobold und alle die übrigen Unholde, die Jahrhunderte lang die Menschheit als Alpgespenster heimgesucht, haben für „aufgeklärte Köpfe" eine und dieselbe Grundform angenommen, die der Bettdecke nämlich.

Es versteht sich von selbst, daß alle wirklichen Krankheiten, die Athembeschwerden verursachen, wie namentlich das Asthma, ferner auch Herzkrampf und Stimmritzenkrampf rc., schreckliche, dem Alptraume verwandte Träume verursachen können. Nur wird immer der Unterschied bestehen bleiben, daß für diese Kranken nach dem Erwachen wohl die Vision, nicht aber wie beim eigentlichen Alp die Athemnoth verschwunden ist.

Der Alp ist also durchaus keine Krankheit. Wenn man ihn als eine solche bezeichnen wollte, müßte man jeden Traum, der durch rein äußere Ursachen zu Stande kommt, so nennen. Diese äußeren Ursachen sind insbesondere Geräusche und Körpergefühle. So mag der Eine im Traume das Ticken einer auf dem Nachttische stehenden Uhr wohl für Axtschläge, das Klirren der Fensterscheiben für Waffengerassel oder Gewehrfeuer halten; der Andere, der sich für die Nacht ein Blasenpflaster auf den Kopf legte, träumt, daß er von den Indianern skalpirt werde; schon den leichten Druck eines Bettkissens empfindet der Träumende oft als schwere Last, und eine Betttuchfalte wird ihm zum Messer, das sich in seinen Leib einschneidet; und solcher Fälle wird sich Jeder aus eigenen Träumen erinnern.

So ist es auch erklärlich — wie besonders Cubasch weiter ausführt — daß der Charakter des Alpes auch mit der Natur des Gegenstandes zusammenhängt, welcher das Gesicht des Träumenden bedeckt. Eine rauhe Decke z. B. wird den Unhold als zottiges Thier erscheinen lassen. Wird durch eine plötzliche Bewegung des Schläfers Mund und Nase verschlossen, so erscheint auch das Alpgespenst plötzlich, springt ihm plötzlich auf die Brust u. s. w. Der so hervorgerufene „Alp" wird erst verschwinden, wenn durch jene letzte äußerste Kraftanstrengung das Athemhinderniß entfernt und der Träumer wach wird.

Besonders zu hüten hat man sich vor dem volksthümlichen Irrthum, als ob die Athemnoth durch die Vision des Alpgespenstes erst hervorgerufen würde, während es gerade umgekehrt ist. Wenn trotzdem beim Erwachen die Vision des Unholds noch eine Weile fortdauert, wie das zuweilen vorkommt, so hat man dies nur der Schlaftrunkenheit zuzuschreiben, in welchem Zustande man bekanntlich noch eine Weile weiterträumt, ehe man den Schlaf gänzlich abgeschüttelt hat, womit auch allemal das Alpgespenst verschwunden ist. Wenn aber gar von Jemandem erzählt wird, der Alp hätte ihn „die ganze Nacht heimgesucht", so ist nur daran zu erinnern, daß sich in Todesängsten die Sekunden bekanntlich zu „Ewigkeiten" auszudehnen pflegen, wie andererseits Börner durch Experimente bewiesen hat, daß die Dauer des Alptraumes im Allgemeinen eine sehr kurze, nur durch Bruchtheile von Minuten ausgefüllte ist.

Wie überall ist das beste Mittel gegen ein Uebel in der Kenntniß und der richtigen Würdigung seiner Ursachen zu suchen. Diese Erkenntniß wird es auch sein, die den ebenso thörichten wie schreckhaften Aberglauben an das Alpgespenst in allen seinen unheimlichen Gestalten mehr und mehr auszurotten berufen ist.

Mannigfaltiges.

Unsichere Einladung. — Furetière, der seiner Zeit viel genannte bissige Gegner der „französischen Akademie" und Verfasser eines großen und werthvollen Wörterbuchs, war ein sehr geiziger Mann, hatte aber dabei die Schwäche, für gastfrei gelten zu wollen, und forderte seine Freunde, so oft er ihnen begegnete, dringend auf, bald einmal bei ihm zu speisen, ohne doch dieser Einladung je eine präzisere Fassung zu geben. Die meisten lachten über ihn; einer aber, der berühmte Mechaniker Charpentier, ärgerte sich über solche Floskeln und beschloß, denselben ein Ende zu machen. Bei einer neuen Einladung nickte er bereitwillig mit dem Kopf und sprach: „Nennen Sie mir einen Tag, wo ich Sie bestimmt zu Hause treffen würde. Kann es morgen sein?"

Furetière erschrak und brachte wegen „morgen" eine Entschuldigung vor.

Charpentier fuhr ruhig fort: „Also übermorgen?"

„Leider," sprach Furetière, „bin ich da schon versagt."

„Hat nichts zu bedeuten," entgegnete der kaltblütige Charpentier; „sagen wir also Donnerstag!"

Dem Geizhalse drang der Angstschweiß auf die Stirn. „Wie unglücklich sich das trifft ... ich versprach Boileau ..."

„Verlieren Sie kein Wort der Entschuldigung," sprach der unerbittliche Mechaniker, „so komme ich also am Freitag."

„Freitag — Freitag — ganz recht; das wäre vortrefflich! Leider muß ich nach Meudon, wo ich einen Termin habe."

„Nun denn — Sonnabend?"

„Es ist der Sterbetag meines seligen Bruders ..."

„Den dürfen wir freilich nicht mit einer Gasterei entweihen. Aber am Sonntag dürfen wir wieder lustig sein, nicht wahr? Sagen wir also Sonntag!"

„Ich bin in Verzweiflung, auch über diesen Tag nicht disponiren zu können," stieß gerötheten Antlitzes der in die Enge getriebene Geizhals hervor, „völlig in Verzweiflung! Aber eine Zusage von langer Hand, die Sonntage ein- für allemal —"

„Genug! So bliebe der Montag der nächsten Woche vielleicht frei?"

„Ach, die nächste Woche — die nächste Woche! Sie erinnern mich, da muß ich ja zu meinem alten Onkel nach Tours reisen — wie bald hätte ich das vergessen!"

„Und wann werden Sie zurückkehren?" beharrte der furchtbare Charpentier. „Noch im Laufe derselben Woche?"

„Wohl schwerlich!"

„Also in der zweitnächsten?"

„Sehr möglich! Doch ist die Sache ungewiß, da der Alte mich oft Monate lang festhält!"

„Nun denn," schlug Charpentier mit einem diabolischen Lachen vor, „da Sie mir weder einen Tag, noch eine Woche, noch einen Monat für Ihr Diner bestimmen können, so nennen Sie mir wenigstens das Jahr, in dem ich bei Ihnen speisen soll."

Nun begriff Furetière die Absicht des Spötters, warf ihm einen stummen Wuthblick zu und machte sich davon. Seitdem aber fiel es ihm nie wieder ein, Jemand zu Tische zu laden. [L. Z.]

Wunderbar scharfes Gehör. — Windsor, eine englische Mittelstadt in der Grafschaft Berks und Lieblingsresidenz der britischen Monarchen, liegt, wie bekannt, 37 Kilometer westlich von London entfernt. Hier stand vor dem königlichen Schlosse im Jahre 1689 ein Soldat auf Posten, und hier fand denselben bei seiner Ronde der inspizirende Offizier schlafend. Der Unglückliche wurde sofort in Arrest gebracht und schon folgenden Tages vor das Kriegsgericht gestellt. Hier entschuldigte sich der Arme unter Thränen mit unüberwindlicher Müdigkeit, an der er doch nicht schuld sei! Man habe ihn mehr als eine Stunde über seine Zeit stehen lassen, und da sei er zusammengesunken.

Der Offizier bestritt dies und bewies, daß er den Posten zehn Minuten nach 12 Uhr, kurz vor seiner ordnungsgemäßen Ablösung, schlafend gefunden habe.

Der arme Soldat riß bei diesen Worten seine Augen weit auf und rief wehklagend: „Herr Oberst, das kann nicht sein! Ich habe die Glocke von St. Paul in London deutlich 13 schlagen hören, also hat man mich eine Stunde über meine Zeit hinaus stehen lassen."

Bei diesen seltsamen Worten sahen sich die Richter zuerst lächelnd an; die Dummheit des armen Burschen, an 13 Uhr zu glauben, war ja sehr komisch. Und dann die Behauptung, die Glocke von St. Paul auf eine Entfernung von 20 englischen Meilen hören zu können, war doch geradezu ungeheuerlich! Die Erfindung war ein wenig zu grob; der Bursche hatte eben schwer gegen seine Pflicht verstoßen und mußte bestraft werden.

Als man so weit gekommen war und eben zur Abstimmung schreiten wollte, legte der Vertheidiger des Soldaten Einspruch ein und verlangte, daß man in London Erkundigung einziehen solle, ob wirklich die Uhr auf St. Paul gestern 13 geschlagen habe.

Widerwillig und wie über eine Thorheit die Achsel zuckend, gaben die Richter dem Antrage Folge, und ein Beisitzer des Tribunals reiste nach der Hauptstadt, um das Faktum festzustellen. Da ergab sich denn zu Aller ungemessenem Erstaunen, daß der Soldat Recht gehabt hatte und im Besitz eines Gehörs von märchenhafter Feinheit sei. Die alte Uhr auf St. Paul hatte wirklich an jenem Tage, vielleicht in einer Anwandlung verdrießlicher Neuerungssucht, statt 12 — 13 geschlagen, und der Soldat hatte ihren Klang auf 20 englische Meilen weit deutlich gehört! — So erzählt, als beglaubigte wissenschaftliche Thatsache, den Vorfall der berühmte und sehr gewissenhafte englische Naturforscher Robert Boyle in seiner Schrift über die chemische Beschaffenheit der Luft. [L. Z.]

Die Hinrichtung eines Königsmörders. — Am 5. Januar 1757 machte Robert François Damiens (geb. 1715) einen Mordversuch auf den König Ludwig XV. von Frankreich. Als dieser in den Wagen steigen wollte, um von Versailles nach Trianon zu fahren, versetzte Damiens mit einem Messer dem Könige einen Stich in die rechte Seite. Er wurde sofort ergriffen. Trotz der grausamsten, von dem Kanzler selbst angeordneten Martern, die er standhaft ertrug, war es nicht möglich, ihm das geringste Geständniß zu entreißen, daß er Mitschuldige habe, oder daß er von Anderen angestiftet worden sei, was der König argwöhnte, da er wohl wußte, daß er viele Feinde habe. Damiens betheuerte, daß er den König nicht habe morden, sondern nur warnen wollen, er habe geglaubt, ein verdienstliches Werk zu thun. Auch vor seiner Hinrichtung, am 28. März, sollte er nochmals auf eine neue Art gefoltert werden, weil man hoffte, daß er doch noch diejenigen angeben würde, von denen man glaubte, daß sie ihn zu seinem Unternehmen gereizt hätten. Man hatte auf dem Grèveplatze einen Kreis eingeschlossen, der mit starken hölzernen und drei Fuß hohen Schranken umgeben war. Das Straßenpflaster wurde an dieser Stelle ausgehoben, und der Platz von einer Wache besetzt. Gegen drei Uhr holte man Damiens aus dem Gefängnisse. Man ließ ihm die Beinkleider und die Weste, nachdem ihm ein langes Hemd darüber gezogen war. In dieser Kleidung wurde er auf einen Karren mit einem Strick um den Hals gestellt und nach der Richtstätte geführt. Seine Standhaftigkeit verließ ihn keine Minute. Als er bei dem Schaffot angelangt war, erklärte er von Neuem und bezeugte feierlich, daß er sein Verbrechen allein begangen und weder von Jemandem angereizt worden sei, noch Mitschuldige habe. Weil man mit der Vorbereitung zu seiner Hinrichtung noch nicht ganz fertig war, befahl man ihm, sich auf die Erde zu setzen, wo er zwei Gläser Wein trank und allen Zurüstungen mit Gelassenheit zusah, ohne auch nur eine Spur von Unruhe zu verrathen, obgleich er wußte, daß ihm die entsetzlichsten Martern bevorstanden.

Endlich war Alles bereit. Die Henker stellten sich an die eine Ecke des Schaffots, einige hielten ihm den rechten Arm und ein anderer durchstach seine Hand mit dem Messer, mit dem er den König verwundet hatte. Hierauf legte man diese Hand so lange auf einen Ofen, bis die Hälfte der Finger verbrannt war. Während die Hand verbrannte, sah man seine Haare wie die Mähne eines Pferdes zu Berge stehen. Er schrie zwei- oder dreimal und bat seine Henker, den Tod doch zu beschleunigen. Jetzt zog man ihm die Kleider aus und legte ihn auf eine Tafel, die fünf oder sechs Zoll dick und sechs oder sieben Fuß lang war. Diese Tafel ragte nur ungefähr drei Fuß über die Erde empor. Mitten in der Tafel war ein eiserner Gürtel befestigt, der sich vermittelst eines Gelenks öffnete, so daß der Körper des Missethäters hineingelegt werden konnte, außerdem war der Gürtel von innen mit spitzen Stacheln versehen. Nachdem man ihn hineingelegt hatte, band man auch die Arme und Beine an die Tafel, um ihm jetzt mit glühenden Zangen das Fleisch von den Armen und Beinen zu reißen, und während dies geschah, gossen andere in die Wunden flüssiges Blei, siedendes Oel und Pech. Während dieser Marter schrie er einmal: „Ach, mein Gott, mein Gott!" Sonst sagte er nichts, trotzdem man ihn fortwährend aufforderte, doch seine vermeintlichen Mitschuldigen zu nennen. Als dies vorüber war, banden die Henker seine Arme und Beine los. Diese wurden jetzt an Stricke gebunden, an welche vier ausgesucht starke Pferde gespannt waren. Der Missethäter küßte oft das Kruzifix, die ausgestandene Marter mußte ihn sehr entkräftet haben. Plötzlich schlugen die Knechte auf die Pferde los, diese zogen innerhalb sechs Minuten achtmal, blieben dann aber jedesmal stehen, ohne daß sie die Gliedmaßen hätten trennen können. Der Verbrecher war noch immer voll Leben, er redete fortwährend mit seinem Beichtvater, welcher sich ihm wieder näherte, wenn die Pferde nicht mehr zogen. Er richtete den Kopf noch einmal auf, um das Kruzifix zu küssen und suchte die Arme zu Hilfe zu nehmen, die aber keine Kraft mehr hatten, es zu fassen. Man wechselte die Pferde, man spannte zwei an jedes Bein, aber alle Mühe war fruchtlos. Nachdem sie zehn Minuten gezogen hatten, mußte man von Neuem anfangen. Man wiederholte den Versuch dreimal, aber immer ohne Erfolg. Jetzt zerschnitt man dem Unglücklichen die Sehnen an den Schenkeln und Schultern, und da gelang es denn endlich, ihm die Glieder auszureißen. Die ganze Hinrichtung hatte bis jetzt drei Viertelstunden in Anspruch genommen. Damiens lebte noch immer. Nun wurde ein Haufen Holz angezündet, auf den man seine Glieder warf um sie zu verbrennen. Als der Henker den Rumpf von dem Gerüste aufhob, um ihn ebenfalls in's Feuer zu werfen, sah man die Augen des Gerichteten noch offen und fürchterlich rollen.

Schwerlich läßt sich eine schauderhaftere Scene denken, und dennoch waren viele Personen, darunter Frauen und Mädchen aus allen Ständen, von Anfang bis zu Ende Zuschauer des schrecklichen Schauspiels, und Tausende schienen sich an einem Anblick zu weiden, der jedes menschliche Herz hätte erweichen müssen. Die Familie des Verbrechers wurde aus Frankreich verbannt und das Haus, worin er geboren, dem Erdboden gleich gemacht. — Auf solche entsetzliche Weise strafte man im vorigen Jahrhundert im civilisirtesten Lande Europa's! [J. Wtz.]

Humoristisches.



Folgen der deutschen Kolonien.

A.: Wie kommt jetzt das nur, daß das Stadtkind da vorn weiße Arme und schwarze Beine hat?

B.: Ja weißt Du, ich hab' einmal gehört, daß in dem Kamerun da drinnen jetzt die Weißen und die Schwarzen zusammen heirathen; und da wird halt das eins von denen ihren Kindern sein!



Gleiche Ansicht.

Gast: Das Essen ist bei Ihnen aber kaum zu genießen. Dort drüben im Adler ißt man weit besser.

Kellner: Det kann schon sind. Ich servire ja ooch nur hier, essen thu' ich ooch drüben.

Verunglückte Ausrede. — Die Gräfin Zadnitz, Hofdame der Kurfürstin von Sachsen, machte einst eines Morgens bei der Baronin v. Gebauer, einer nicht mehr ganz jugendlichen, aber sehr eitlen Dame, Besuch und trifft sie gerade bei der Toilette.

„Was," ruft die Gräfin, „Du hast bereits graue Haare?"

„Ja," erwiederte die Baronin in einiger Verlegenheit, „die sind mir in einer einzigen Nacht infolge eines großen Schmerzes grau geworden." —

Einige Tage später spricht die Gräfin wieder bei der Baronin vor. Diesmal aber hat die Letztere ihre Toilette beendet, und ihre Haare erglänzen, durch Färbungsnachhilfe herbeigeführt, im schönsten Schwarz wie sonst.

„Ah," rief da malitiös die Gräfin, „heute sind Deine Haare ja wieder schwarz, welches Wunder!"

„Ja, weißt Du," entgegnete die Baronin verlegen, „die sind in der letzten Nacht infolge einer großen Freude wieder schwarz geworden." —dn—

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 22:

Laß' die Leute gelten, So bist Du ihnen werth, Du mußt nicht Esel schelten, Wer sich Dir gibt als Pferd.

Silben-Räthsel.

a, a, bi, elms, er, fen, ga, i, i, je, la, man, neu, ni, ni, ra, rak, schof, so, stet, su, tel, ten, tin.

Aus den vorstehenden Silben sind acht Wörter zu bilden, welche bezeichnen: 1) einen kirchlichen Würdenträger, 2) eine elektrische Erscheinung, 3) einen berühmten Wasserfall, 4) einen geistlichen Orden, 5) ein Getränk, 6) ein Kleidungsstück, 7) einen kaiserlichen General im dreißigjährigen Kriege, 8) eine Stadt in Pommern.

Von oben nach unten gelesen ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben den Namen eines berühmten nordamerikanischen Staatsmannes. [Heinrich Vogt.]

Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösungen von Nr. 22:

des Räthsels: Schimmel;

der Charade: Banknoten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.